



Nr. 125.

Samstag, den 1. Juni 1907.

22. Jahrgang.

Die Kette.

Roman von Hans Schulze.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ihre sonst so zähe Lebensenergie schien vollständig gebrochen; sie lag stundenlang regungslos mit geschlossenen Augen, in gänzlicher Apathie.

Das Denken war ihr zeitweilig so erschwert, daß sie kaum die einfachsten Fragen aufzufassen und sinngemäße Antwort zu geben wußte.

Der alte Sanitätsrat, dem ein solcher Zustand noch niemals begegnet war, wiegte nur immer bedenklich den Kopf und sprach gelehrte Worte von einem völligen Zusammenbruch der gesamten Nervenkraft, gegen den Arzneimittel absolut machtlos seien und der sich nur ganz langsam unter äußerster Ruhe und Schonung allmählich wieder restituieren könne.

Infolgedessen ging die gesamte Dienerschaft auf Fußspitzen; keine Tür durfte laut geöffnet oder geschlossen werden.

Eine komplizierte Diät mit reichlicher Ansehung von Stärkungsmitteln wurde aufgestellt und die Kranke, um ihren gesunkenen Kräften zu Hilfe zu kommen, zu den verschiedensten Tagesstunden mit Essen und Trinken gequält.

Ruth fügte sich in alles, nur gegen das Engagement einer geschulten Pflegerin hatte sie sich auf jede Weise gestraubt.

Sie wollte keinen fremden Menschen um sich haben, allein Herta sollte sich ständig in ihrer Nähe halten; ein fast krankhaftes Verlangen nach der Tochter schien plötzlich in ihr erwacht.

Mutter und Tochter waren sich in den letzten Monaten, in denen sich die Gräfin entweder ganz für sich oder nur zu dem Gatten gehalten, fast fremd geworden; kaum daß sie sich bei den gemeinsamen Mahlzeiten flüchtig gesehen und gesprochen hatten.

Jetzt auf einmal mußte Herta unangeseht um das Krankenbett sein; die Mutter aß und trank nur, wenn sie von ihr bedient wurde, und sie lag stundenlang, die Hand des Mädchens in der ihren, glücklich, allein den Pulsschlag dieses jungen, frischen Lebens fühlen zu können.

Herta, die schon lange unter der Entfremdung der von ihr leidenschaftlich verehrten Mutter gelitten hatte, widmete sich ihrem neuen Berufe mit dem ganzen Feuereifer ihrer siebzehn Jahre; sie wußte den Tag über kaum auf kurze Minuten aus dem Krankenzimmer und war oft erst in später Abendstunde und nur mit Anwendung sanfter Gewalt dazu zu bewegen, sich selbst ein wenig Ruhe zu gönnen.

So entspann sich in überraschend kurzer Zeit wieder ein außerordentlich herzhaftes Verhältnis zwischen den beiden Frauen.

Ruth, die Herta noch immer mehr als ein halbes Kind behandelte, sah mit Erstaunen, wie sich gerade in letzter Zeit, von ihr fast unbemerkt, Gemüt und Geist der heranwachsenden Tochter entwickelt hatten; und zugleich erkannte sie mit einer gewissen Beschämung, wie wenig sie des starken Anlehnungsbedürfnisses geachtet, das dieses junge, liebevolle Herz gerade für sie, die Mutter, gehabt hatte.

In ihrer egoistischen Einschränkung auf das eigene Leid war sie an all dieser Liebe vorbeigegangen, die sich, von der tiefen Herbe ihres Wesens verschluckt, überhaupt gar nicht an sie herangerannt hatte und sie jetzt in nimmermüder Barmherzigkeit das peinvolle Angeben der Vergangenheit vergessen zu machen trachtete.

Wie ein wüster Traum erschien ihr zuweilen die ganze Fahrt nach Sinderode und die nachfolgende nächtliche Unterredung mit dem Gatten.

Gleichsam instinktiv wehrte sie vorläufig ihrem Vorstellungsleben, sich diesem noch wohlthätig verschleierte Erinnerungsgebiete zugewenden, dessen leisestes Anflingen ihre Brust wie mit einem drückenden Alp belastete.

Darum sah sie Georgs Krankenbesuchen fast mit einem heimlichen Vagen entgegen und atmete jedesmal erleichtert auf, wenn er das Zimmer wieder verlassen hatte, da sein Anblick sie immer von neuem an das noch ungelöste und ihr auch unlösbar scheinende Problem der Zukunft gemahnte.

Georg blieb diese Unsicherheit und Zurückhaltung der Mutter nicht verborgen, vielmehr empfand er es ebenso wie sie, daß der alte Ton der Herzlichkeit zwischen ihnen seit einiger Zeit eine starke Einbuße erlitten hatte.

Die eigentümliche Stimmung des ganzen Hauses hatte ihn gleich in den ersten Tagen einen großen Teil der Unbefangenheit geraubt, mit der er den heimatischen Boden wieder betreten hatte.

Dazu erschien ihm die merkwürdige Veränderung im Wesen der Eltern immer unerklärlicher.

Der Stiefvater, der ihn sonst mit Vorliebe an sich gezogen hatte, um ihm einen möglichst tiefen Einblick in den komplizierten Mechanismus der Landwirtschaft des umfangreichen Gutes zu geben, wies ihm sichtlich aus und war in den kurzen Momenten des Zusammenseins von einer solchen Reserviertheit, daß auch Georg unwillkürlich zurückhielt.

So strich er denn meist ohne Weg und Steg im Walde umher, segelte auf dem Nedingsee oder fuhr zuweilen nach Rahnsfeld hinein, um sich dort in der Regel mit ein paar jungen Gutsbesitzern der Nachbarschaft an den Stammtischen bei Gemballa oder im „Goldenen Löwen“ zu treffen.

Nähe Sinderode sah er nur selten, einmal an einem weiteren Morgen auf der „Insel“ und dann ein zweites Mal zusammen mit Tante Ulrike in der Rogalski'schen Konditorei zu Rahnsfeld, woselbst er zufällig im Vorbeigehen die beiden Damen hatte am Fenster sitzen sehen; das junge Mädchen hielt nach wie vor noch an ihrem alten Prinzip fest, ehe nicht eine endgültige Entscheidung gefallen, so wenig wie möglich hinter dem Rücken des Vaters zu unternehmen, und Georg, der ihre Unbeeinflussbarkeit in diesem Punkte kannte, machte erst gar keine Anstrengung, sie in ihrer Entschlossenheit zu erschüttern.

Treulich trug die Charakterfestigkeit Rätches nicht gerade zur Verbesserung seiner allgemeinen Stimmung bei, zumal auch sie

ihm über das Resultat des Besuchs der Mutter, von dem er nur wußte, daß er stattgefunden, keinerlei Auskunft zu geben vermochte und Tante Ulrike jede Andeutung in dieser Richtung geflissentlich hatte unter den Tisch fallen lassen.

Unter dem Einfluß all dieser Faktoren entwickelte sich bei ihm in dem ewigen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung allmählich ein Zustand qualender Nervosität, der ihn ungerecht und reizbar machte und insbesondere mit einem sich mehr und mehr steigenden Mißtrauen gegen seine gesamte Umgebung erfüllte.

Georg hatte sich in früheren Jahren wenig oder gar nicht um die Verhältnisse seiner Vergangenheit, vor allem nicht um die seines verstorbenen Vaters gekümmert, sich vielmehr ganz daran gewöhnt, seinen Stiefvater Löhna dem leiblichen Vater, an den er auch nicht die geringste Spur einer Erinnerung besaß, vollständig gleichzustellen.

Jetzt auf einmal fiel es ihm auf, daß, solange er zurückzudenken vermochte, eigentlich von keinem der beiden Eltern jemals aus eigenem Antriebe über den Toten zu ihm gesprochen, im Gegenteil, wie er nun glaubte, absichtlich, jede Erinnerung an ihn künstlerisch verwischt worden war.

Bis zu seinem zwölften Lebensjahre hatte er überhaupt kein Bild des Vaters besessen und erst auf langes Bitten seinerzeit von der Mutter das zufällig in ihrem Nähtisch gefundene und jetzt seinen Schreibtisch schmückende Pastell als Andenken erhalten.

Der alte Verdacht, der ihn am ersten Abend seiner Ankunft überkommen, ward plötzlich wieder in ihm rege.

Varg sich irgend ein Geheimnis hinter dieser Ignorierung der Vergangenheit, lastete vielleicht irgend ein Makel auf dem Namen des Vaters oder der zweiten Verbindung der Mutter?

Das Blut strömte ihm jedesmal schneller durch die Adern, wenn er, auf der Chaiselongue seines Zimmers einsam dahinträumend, all diese Eventualitäten durchdachte.

Seine aufgeregte Phantasie spiegelte ihm dann die mannigfachen Verwicklungen vor, wie sie ihm aus Romanen oder den Schicksalen von Unbekannten aus aller Herren Länder geläufig waren.

Alles um ihn her erschien ihm plötzlich teils in geheimnisvollem, teils in verdächtigem Lichte: die einstige Weigerung des Stiefvaters, ihn in dem alten, traditionellen Regiment der Familie eintreten zu lassen, der Konflikt mit dem Hause Sinderode, die Erkrankung der Mutter nach ihrem Besuche bei dem alten Baron, über dessen Ergebnis nicht das mindeste durchsickerte.

Mehrmals war er nahe daran gewesen, vor den Stiefvater hinzutreten und in schroffer Form eine befriedigende Klarstellung all dieser dunklen Punkte von ihm zu fordern; immer wieder aber hatte ihn bisher ein unbestimmtes Gefühl, gemischt aus Furcht und Pietät, daran verhindert, auf dieser Lüftung des dichten Schleiers zu bestehen.

So hatte ihm auch bei dem heutigen Mittagessen ein Haer von Fragen an den Stiefvater auf den Lippen gelegen, doch durch den abweisenden Ausdruck des ernstesten, verschlossenen Gesichtes seines Gegenübers war ihm noch im letzten Moment wieder der Mund geschlossen worden.

Das Diner war in beiderseitigem Schweigen — Herta speiste mit der Mutter — stumm zu Ende gegangen und der Graf gleich darauf, ohne ihn zur Begleitung aufzufordern, zum Justizrat Schröder in die Stadt gefahren.

Eine Empfindung der Erleichterung ging durch Georg, als er den Wagen durch die Lindenallee abrollen hörte.

Er fühlte sich seit einigen Tagen durch die Gegenwart des Stiefvaters derart bedrückt, daß er schon am Morgen, als das Thema einer Stadtfahrt besprochen wurde, auf eine Ausflucht gesonnen hatte, wie er eine Bitte um Begleitung am besten abschlagen könne, und war jetzt von Herzen froh, daß sie überhaupt nicht an ihn gerichtet worden war; es schien ihm für beide Teile eine unnütze Quälerei, so stundenlang in dem engen Raume eines Wagens nebeneinander sitzen und über gleichgültige Dinge, Ernte oder Wetter, sprechen zu müssen, während ihrer beiden Gedanken doch von ganz anderen Fragen und Problemen in Anspruch genommen waren.

Georg suchte sich in der Bibliothek des Stiefvaters ein Buch und ging damit nach seinem Zimmer hinauf, um den Nachmittag mit Lektüre und Hindämmern auf dem Sofa zuzubringen.

Draußen eine Blut zum Ersticken, der Himmel nach allen Seiten mehr grau als blau.

In Schloß und Park eine brütende Stille, als würde ein jedes Geräusch von den sengenden Strahlen der Sonne gleichsam im Keime erstickt.

Georg ließ die Jalousien herab und streckte sich auf den weichen Polstern seiner Chaiselongue aus.

Doch sein gesamtes Nervensystem befand sich noch in einem zu hochgradigen Schwingungszustande, als daß ihn die banale

Welt eines Unterhaltungsromans dauernd zu fesseln vermocht hätte.

Nach kurzer, flüchtiger Lektüre schon legte er das Buch wieder beiseite.

Aber auch der ersehnte Schlummer wollte sich lange Zeit nicht einstellen; trotzdem Georg bereits Rock und Weste abgelegt hatte, peinigte ihn ein unerträgliches Sitzgefühl.

Erst nach und nach übte die mittägliche Stille des kleinen Raumes ihre Wirkung; doch bis in den Schlaf hinein verfolgten ihn die bunten Bilder seiner aufgeregten Phantasie und formten sich zu qualenden Traumvorstellungen.

Ihm war's, als verfolge ihn unausgesetzt ein entsetzliches, glockendes Ungeheuer; wohin er sich auch wandte, überall schlich es ihm nach, auf leisen, geräuschlosen Sohlen, und plötzlich hockte es ihm auf der Brust und preßte ihm die Kehle mit furchtbaren Krallenhänden zusammen, daß ihm die Sinne vergingen.

In Schweiß gebadet, an allen Gliedern zitternd, erwachte er endlich und schaute verstört um sich.

Im ersten Moment wußte er überhaupt nicht, ob er gewacht oder geträumt hatte, erst nach längerer Pause lehrte ihm das Bewußtsein der Wirklichkeit in vollem Umfange wieder.

Er richtete sich halb auf und schaute auf die Uhr.

Halb fünf! — Er hatte doch länger geschlafen, als er gedacht!

Im ganzen Dorfe regte sich noch immer kein Laut, nur die Fliegen summten eintönig an den Fenstern herum.

Durch die schräggestellten Jalousiestäbe warfen die Sonnenstrahlen flitternde Streifen in das dämmerige Halbdunkel des schmalen Gemachs; unzählige aufgewirbelte Staubatome tanzten in den schimmernden Lichtbändern.

Georg badete, um sich abzukühlen; seinen Kopf mit ganzen Wasserfluten in dem geräumigen Waschbecken und ging dann, nachdem er seine Toilette gewechselt und einen ganz leichten leinenen Anzug angelegt hatte, in das Parterre des Schlosses hinunter.

Es war noch immer unerträglich schwül; auf der Gartenterrasse lag die blendende Sonnengrille mit solcher Glut, daß er die Wärme der Steinfliesen durch die Stiefelsohlen spürte.

Weiter hinten unter den unbeweglichen Bäumen des Parks verschwamm die zitternde Atmosphäre in Grau und Blau, in Hitze und Dunst.

Georg stieg die große Freitreppe zum Garten hinab und strich ein paar Mal planlos um die weiten Rasenrundells.

Doch die Sonne trieb ihn bald wieder ins Schloß zurück.

Im Speisesaal begegnete er Herta, die ihm mitteilte, daß es der Mutter etwas besser ginge und sie soeben ein wenig eingeschlummert sei; seine Bitte, an einer Tennispattie teilzunehmen, wagte er bei dem müden, abgespannten Aussehen der Schwester erst garnicht vorzubringen.

So wandte er sich schließlich wieder in die Bibliothek; er beschäftigte sich seit einiger Zeit mit Agrilkulturchemie, um die unfreiwillige Ruhe in Dombrowa nicht ganz unbenuzt zu lassen und hatte sich in dem hohen, kühlen Raume an einem der Parkfenster einen eigenen, beaglichen Arbeitsplatz hergerichtet.

Heut indes vermochte ihn nichts auf die Dauer zu fesseln.

Eine fast krankhafte innere Unruhe trieb ihn schon nach kurzem Verweilen wieder auf; wie ein irrender Geist durchwanderte er rastlos die weite Zimmerflucht des unteren Stockwerks.

Erst in dem Boudoir der Mutter machte er Halt und ließ sich dort an dem altgewohnten Nähtischplatz in dem auf den Park hinaus gehenden Erker nieder.

Wie oft hatte er hier nicht als Knabe zu den Füßen der Mutter gesessen und sich nicht satt hören können an den wunderbaren Geschichten und Märchen, die sie in unerschöpflicher Fülle zu erzählen wußte, indes sich die kleine Herta mit ihrer dicken Gummipuppe auf dem riesigen, silbrigen Wärenfell an dem niedrigen Treppenaufgang herumtugelte.

Georg war immer ein eigentümliches Kind gewesen, eine merkwürdige Mischung von jäh aufflammendem Trost und träumerischer Weichheit, mit Gewalt nur sehr schwer, oft gar nicht zu regieren, dagegen durch ein freundliches Wort, eine leise Bitte meist mit den Augen zu lenken.

Mutter und Sohn hatten sich stets besonders nahe gestanden, so nahe, daß Herta in späterer Zeit viel bittere Tränen der Eifersucht vergossen hatte.

Es gab kaum einen Gegenstand, einen Vorgang seines Lebens, an dem die Mutter nicht teilgenommen, über den er nicht ihren Rat, ihre Meinung eingeholt hätte; wie ein aufgeschlagenes Buch hatte bisher seine Seele vor ihr gelegen.

Fortsetzung folgt.

Denkspruch.

Soll's Blümlein in dem Garten
So froh und frisch gedeihn,
Dann braucht es sanften Regen
Und warmen Sonnenschein.

Und soll das Herz im Busen
Ein solches Blümlein sein,
Dann kann es nicht entbehren
Die Lieb', den Sonnenschein!

Denn's Blümlein ohne Sonne
Gar still und traurig steht,
Und's Herz, das keiner liebet,
Das kranket und vergeht!

Heinz E. George.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Partie Nr. 27.

Gespielt zu Baltimore im März 1907.

Weiß: Dr. E. Lasker. — Schwarz: J. J. Marshall.

Französische Partie. (Zehnte Partie des Wettkampfs.)

Weiß.	Schwarz.	
1. e2—e4	e7—e6	auf a7 wie auf d7 Vernich-
2. d2—d4	d7—d5	tung.
3. Sb1—c3	Sg8—f6	24. Dd4—d7 Dh5—h1+
4. Lc1—g5	Lf8—b4	25. Kb1—a2 Dh1—e4
5. e4×d5	Dd8×d5	26. Dd7×f7 De4×a4+
6. Lg5×f6	g7×f6	27. Td3—a3 Da4—c6
7. Dd1—d2	Lb4×c3	28. Df7×h7 De6—d5+
8. Dd2×c3	Sb8—c6	29. b2—b3
9. Sg1—f3	Dd5—e4+	Nicht 29. Ta3—b3, worauf
10. Ke1—d2	Lc8—d7	Schwarz mit Te8—e1 aus-
11. Ta1—d1		scheidenden Vorteil erlangt.

In der 8. Partie zog Weiß an dieser Stelle zunächst 11. Ta1—e1; ein Vorteil ist wohl weder bei der einen noch bei der anderen Spielweise erkennbar.

11. 0—0—0
12. Kd2—c1 e6—e5!
Damit ergreift Schwarz die Initiative.

13. Lf1—b5
Hiermit gibt Weiß einen Bauern auf, behält aber die ziemlich sichere Aussicht auf schließlichen Ausgleich.
11. d4—d5, 11. d4×e5 oder 11. Dc3—e3 konnten ebenfalls ohne jede Gefahr geschehen.

13. Sc6×d4
Süßlich gespielt.

14. Sf3×d4 e5×d4
15. Td1×d4 De4×g2
16. Lb5×d7+ Td8×d7
17. Td4×d7 Dg2×h1+
18. Td7—d1 Dh1×h2
Es dürfte sehr schwer halten, hier einen erzwungenen Gewinn für Weiß nachzuweisen. Das nun folgende Endspiel ist reich an spannenden Momenten.

19. Dc3×f6 Th8—f8
20. a2—a4
Falls 20. Df6—e7, so Dh2—h6+ nebst a7—a6, womit die auf d7 und d8 drohende Gefahr abgewendet ist.

20. a7—a6
21. Kc1—b1 Dh2—h5
22. Td1—d3 Tf8—e8
23. Df6—d4 Kc8—b8!
Die Dame drohte sowohl

24. Dd4—d7 Dh5—h1+
25. Kb1—a2 Dh1—e4
26. Dd7×f7 De4×a4+
27. Td3—a3 Da4—c6
28. Df7×h7 De6—d5+
29. b2—b3
Nicht 29. Ta3—b3, worauf Schwarz mit Te8—e1 aus-

scheidenden Vorteil erlangt.
29. Te8—e2
30. Ta3—a4 Te2×f2
31. Dh7—h8+ Kb8—a7
32. Ka2—b2 c7—c5
33. Ta4—c4 Tf2—f1
Schwarz droht nun Dd5—d1.

34. Kb2—a2 Tf1—f7
Schwarz beabsichtigt nun, die Bauern zum Angriff heranzuholen; Weiß versteht dies in geistreicher Weise zu verzögern.

35. Dh8—c8! b7—b6
Ka7—b6 nebst Tf7—c7 hätte noch manche Chancen gewährt. Nach dem Tertzuge übernimmt nun wieder Weiß den Angriff.

36. Tc4—g4! Dd4—d7
Der Damentausch ist jetzt erzwungen, und damit ist das Remis so gut wie sicher.

37. Dc8×d7+ Tf7×d7
38. Tg4—f4 b6—b5
39. Tf4—f6 Td7—d5
40. Ka2—b2 Ka7—b7
41. Tf6—h6 b5—b4
Hiernach hat Weiß kein Schwierigkeiten mehr, das Remis zu erreichen.

42. Th6—h7+ Kb7—c6
43. Th7—h6+ Td5—d6
44. Th6—h8 Kc6—b5
45. Th8—b8+ Td6—b6
46. Tb8—c8 a6—a5
47. c2—c4+

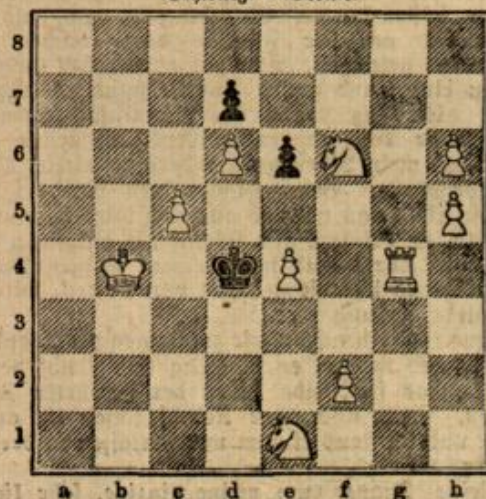
Dies macht kurzen Schluß. Schwarz muß schlagen, da Kb5—a6 wegen 48. Tc8—a8+ den Ba5 kostet.

47. b4×c3+
48. Kb2×c3
Als unentschieden abgebrochen

Aufgabe Nr. 27.

E. Pradignat in Saujon. („La Stratégie“.)

Schwarz: 3 Steine.



Weiß: 10 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. Lf4—f3 2. Sg5—f4 3. Sg5—f4 4. Sg5—f4 5. Sg5—f4 6. Sg5—f4 7. Sg5—f4 8. Sg5—f4 9. Sg5—f4 10. Sg5—f4



Eine gesprungene Saite.

Nach dem Russischen bearbeitet von E. R.

(Nachdruck verboten.)

I.
Gestern Abend stürzte plötzlich mein Junge ungestört in mein Zimmer.

„Mama, Mama!“ rief er, „mein gutes Mamachen, kaufe mir eine Geige! . . . Ich muß eine Geige haben! Sage, daß du mir eine kaufen willst! . . . Bitte, bitte!“

Damit schlang er seine dünnen Arme um meinen Hals und küßte mich stürmisch.

„Ich habe im Parke einen kleinen Jungen gesehen, der spielte wunderschön die Geige,“ fuhr er fort. „Es ist der Sohn des Kapellmeisters . . . — ich will auch spielen, Mamachen, bitte, bitte, laß mich auch die Geige spielen!“

Erschreckt blickte ich in sein aufgeregtes, bleiches Gesichtchen, aus dem die großen, dunkeln Augen stehend auf mich gerichtet waren.

„Eine Geige,“ murmelten meine Lippen, „warum gerade eine Geige!“

Mit Mühe beruhigte ich ihn mit dem Versprechen, sein Anliegen mit dem Papa zu besprechen, und brachte ihn zu Bett.

Als seine ruhigen Atemzüge mir verrieten, daß er eingeschlafen war, ging ich in mein Zimmer zurück. Aufgeregt ging ich eine Zeitlang auf und ab. Die kindliche Bitte meines Knaben hatte eine Erinnerung in mir geweckt, welche häufig wie eine schrille Dissonanz in die Harmonie meines Lebens hineinklang und mir jedesmal meinen Gleichmut raubte.

Nach einiger Zeit ließ ich mich an meinem Schreibtische nieder; ich hatte beschlossen, dasjenige niederzuschreiben, was mich Augenblicklich so bewegte. Möge mein Sohn erfahren, warum sein Wunsch, die Geige zu spielen, mich so erschreckte, warum der Ton dieses Instruments jedesmal wie ein klagernder Vorwurf meine Seele berührte.

II.

Es sind jetzt acht Jahre her. Ich war damals seit wenigen Monaten verheiratet und siebzehn Jahre alt. Mein Mann war Arzt und wir lebten in einer sibirischen Gouvernementsstadt, woselbst er eine Anstellung am dortigen Krankenhaus und eine recht einträgliche Praxis hatte. Unsere materiellen Verhältnisse waren somit recht günstig und ich kam mir wahrhaft reich vor, als er mir zum ersten Male den Ertrag eines

Monats einhändigte. Ein halbes Jahr vorher hatte ich meine Erziehung in einem Institute beendet und war zu meiner Großmutter zurückgekehrt, die sich bemühte, mir eine Stellung als Erzieherin zu verschaffen, da sie selbst von einer kleinen Pension nur eine höchst bescheidene Existenz fristen konnte. Es gelang ihr auch, bald in Verhandlungen mit der Familie eines reichen Güttenbesizers zu gelangen, man bot ein großes Gehalt, wir wurden einig und meine Abreise stand in kurzer Zeit bevor, als ganz unerwartet ein Unfall meine teure Großmutter traf, der entscheidend auf meine Zukunft wirkte und mein Leben ganz anders gestaltete, als ich es mir vorgestellt. Beim Hinabsteigen von der Treppe glitt die alte Frau nämlich aus und blieb besinnungslos unten liegen. Unsere alte Köchin lief eiligst nach einem Arzte und kehrte bald mit meinem jetzigen Mann zurück, während ich, wie gelähmt vor Schreck, fassungslos und ratlos dastand.

Eine Woche brachten wir zusammen am Krankenbette zu, während welcher er sich Tag und Nacht vergeblich bemühte, das flackernde Leben der bejahrten Frau zu erhalten. Still und ohne Kampf schied sie aus dem Leben, und ich stand einsam und verlassen in der weiten Welt da.

Meine Trauer um meine einzige, sehr liebevolle Verwandte war heftig und aufrichtig, doch mischte sich derselben bereits ein anderes Gefühl bei, welches mich hinderte, das Schreckliche meiner Lage voll zu empfinden. Die Liebe war in mein junges Herz gezogen, und als Woldegar, mein jetziger Mann, mir seine Werbung gestand, lehnte ich mich vertrauensvoll und glücklich an seine Brust, und ward bald darauf sein Weib. Seitdem sind acht Jahre verflossen, während welcher

ich viel Glück genossen. Nur die Episode, welche ich zu erzählen beabsichtige, warf einen trüben Schatten darauf.

Eines Tages überraschte mich mein Mann durch eine Summe Geldes, welches er mir überreichte. „Hier, Maruffja,“ sagte er, „nimm das und mache dir eine Freude damit, du kannst ganz nach Belieben über dieses Geld verfügen.“

Sich erfreut fiel ich ihm um den Hals und eilte, sobald er fort war, nach Speisekammer und Keller, um zu sehen, ob es dort an etwas fehle. Nachdem ich mich überzeugt, daß unser kleiner Haushalt mit allem Notwendigen wohl versorgt war, begab ich mich in die Läden, wo einige Toilettengegenstände schon seit längerer Zeit meine Kauflust gereizt hatten.

Mit Schachteln und Paketen schwer beladen, kehrte ich nach einiger Zeit heim, kramte all' die schönen Sachen aus, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr meines Mannes, um ihm all' die Herrlichkeiten zu zeigen.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen würdigte er sie jedoch kaum eines Blickes, schien zerstreut und setzte sich stillschweigend zu Tisch. Verstimmt darüber, verzehrte auch ich schweigend meine Suppe, wobei es mir jedoch nicht entging, daß eine Wolke seine Stirn beschattete.

„Maruffja,“ begann er nach einiger Zeit, „wieviel hast du von dem Gelde noch übrig, das ich dir heute morgen gab?“

„Wieviel?“ sagte ich errötend, „ich habe gar nichts übrig, du sagtest mir, ich könnte darüber verfügen, und das habe ich getan.“

(Fortsetzung folgt.)

Für Wöchnerinnen und Kranke:

Wasserdichte

Betteinlagen

per Meter. von Mk. 1.80 bis Mk. 6.75.

Armtragbinden von 80 Pf. an.

Augen-, Nasen- und Ohren-Douchen und Spritzen von 25 Pf. an.

Augen- und Ohrenklappen und Binden.

Badesalze, wie:

Kreuznacher Mutteraugen-Salz, Staassfurter Salz, Leichtes Seesalz,

Bade-Salz, Aechte Kreuznacher Mutterlauge,

Fichtennadelextrakt und Tabletten,

Bade- und Toilette-schwämme

in grösster Auswahl.

Gammischwämme Ia. Qualität. Augen-, Mund- und Ohrenschwämme.

Badethermometer von 40 Pf. an.

Bettpfannen

(Unterschieber, Stechbecken) aus Porzellan, Emaille und Zink in verschiedenen Grössen von Mk. 2.— an.

Bruchbänder

von Mk. 1.80 an.

Brusthütchen mit Sauer.

Brustumschläge, Halsumschläge, Leibumschläge, nach Priessnitz, gebrauchsfertig in verschied. Grössen von Mk. 1.— an

Klystierspritzen

aus Gummi, Glas und Zinn.

Clystierpumpen.

Glycerinspritzen.

Clystierrohre aus Glas, Hart- und Weichgummi.

Desinfektionsmittel, wie: Lysol, Lysoform, Carbolwasser, Creolin, Septoforma etc.

Einnehmgläser und Löffel,

Trichter und Krankentassen von 20 Pf. an.

Eisbeutel,

Fieber- (Maximal) Thermometer

von Mk. 1.— an, mit amtlichem Prüfungsschein

von Mk. 3.— an.

Fingerlinge aus Patentgummi und Leder.

Frottier-Artikel

in grösster Auswahl.

Gesundheitsbinden

(Damenbinden) Ia. Qualität per Dtz. von 80 Pf. an.

Befestigungsgürtel hierzu in allen Preislagen v. 50 Pf. an.

Gummibinden.

Gummistrümpfe in allen Grössen.

Holzwooll-Unterlagen

für das Wochenbett.

Husten-Pastillen und Bonbons.

Inhalations-Apparate von 1.50 Mk. an.

Injectionsspritzen aus Glas und Hartgummi,

Irrigatore,

complett, mit Mutter-Clystierrohr, von Mk. 1.— an.

Leibbinden

in allen Grössen und Preislagen, System Teufel und andere Fabrikate, von Mk.

1.25 an.

Wochenbettbinden

in verschiedenen Grössen von Mk. 3.50 an.

Luftkissen,

rund und viereckig, in allen Grössen von Mk. 2.75 an.

Massage-Apparate und Artikel.

Medizinische Seifen.

Milchpumpen

von 75 Pf. an.

Sämtliche Mineralwässer.

Mundservietten, hygienische, für Kinder.

Mutterrohre aus Glas und Hartgummi.

Nabelbruchbänder.

Nabelpflaster und Flecken.

Ohrenhalter für Kinder.

Ozonlampen.

Pulverbläser.

Hygienische Handspucknapfe

aus Glas, Porzellan u. Emaille

Hygienische Taschen.

Spuckflaschen.

Suspensorien.

gewöhnl. sowie Sportsuspensorien in grösster Auswahl

von 45 Pf. an.

Taschen- und Reiseapothecken.

Turnapparate.

Urinfaschen

männliche und weibliche von 80 Pf. an.

Verbandwatte.

chemisch rein, sterilisiert und imprägniert.

Verbandstoffe u. Binden

wie: Cambric, Mull, Gaze,

Leinen, Flanell, Ideal etc.

Brandbinden, Verbandgaze, Lint.

Guttaperchataft, zu Verblenden

Billroth Battist, u. wasserdicht

Mosettig Battist, Umschlägen.

Verbandkästen,

sogen. Notverbandkästen,

für das Gewerbe in verschiedenen Zusammenstellungen und allen Preislagen.

Wärmflaschen

aus Gummi und Metall

von Mk. 1.50 an.

Leibwärmer.

Wundpuder, aseptisch.

Zimmer-Thermometer

Zangenschaber.

Beste Ware!

Billigste Preise!

Telephon 717. **Chr. Tanber,** Artikel zur Krankenpflege.

Kirchgasse 6.

2030